

Rezensionen/Reviews

Magaly Tornay 2016: *Zugriffe auf das Ich. Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980.* Reihe: Historische Wissensforschung, Band 8, Tübingen: Mohr Siebeck, geb. 286 S., € 49,00, ISBN: 978-3-16-154279-4.

Der gesteuerte Einsatz von auf die Psyche wirkenden Substanzen erfordert spezifische Konzepte, was eine Person sei. Im Zentrum von Magaly Tornays Untersuchung steht daher der „Pharmakon-Personen-Nexus“, also die Frage nach der „anthropologischen Figur, die mit [...] neuen psychopharmakologischen Therapie- und Wissensformen mittransportiert wurde“ (S. 4). Anhand von LSD und Antidepressiva untersucht die Autorin für die Schweiz Art und Verlauf der Experimente mit diesen Substanzen, die einhergehende Konstituierung von Wissensordnungen zu deren Wirkungsverständnis sowie die Standardisierungsverfahren von Wirkweisen und der Entwicklung neuer Konsumformen außerhalb der klinisch-therapeutischen Sphäre. Neben dem Rückgriff auf Literatur zur „Analyse der Lebensgeschichte“ (S. 8) von psychoaktiven Stoffen bilden Quellen des Novartis-Archivs sowie Unterlagen und Patientenakten aus der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen wichtige Grundlagen für die Untersuchung. Diese Quellen werden mit einer Fachzeitschriften-Analyse und einer detaillierten Auswertung der Publikationen zum II. Internationalen Kongress für Psychiatrie in Zürich von 1957 um wesentliche Aspekte ergänzt.

Der erste Abschnitt „Experimentalanordnungen“ verdeutlicht durch den Einbezug von entsprechenden Versuchen der 1940er Jahre, dass die oft genannte ‚psychochemische Revolution‘ in der Psychiatrie eher beim LSD als „experimentellen Instrument par excellence“ (S. 29) anzusetzen ist als bei der Einführung der ersten Neuroleptika 1952/53. Die diversen experimentellen Aufzeichnungs- und Testmodi, mittels derer die „persönlichkeitsverändernde“ Wirkung und Stofflichkeit von LSD unter anderem durch Tierversuche, Rohrschachttests und körperliche Nachweisverfahren in objektivierbare Grenzen gewiesen werden sollte, bildeten laut Tornay die methodischen Grundlagen für die wenig später erfolgenden Erprobungen des Neuroleptikums *Chlorpromazin* (S. 71).

Der zweite Abschnitt „Wissensordnungen“ zeichnet anhand des genannten Züricher Kongresses von 1957 die anschließende „Etablierung der Grundlagenforschung in der Psychiatrie“ nach. Die Bestimmung von Stoffwirkungen rückte hier das Problem einer gemeinsamen psychiatrischen Terminologie sowie die Stichhaltigkeit psychodynamischer und interdisziplinärer Erklärungen von Wirkweisen in den Vordergrund (S. 87–89); „mechanistische“ und „erfahrungs- und sprachbasierte“ Menschenbilder standen sich dabei gegenüber (S. 123). In Anlehnung an Philippe Pignarre argumentiert Tornay, dass die auf der Konferenz noch offene „Doppelcodierung“ von chemischer Beschaffenheit und gesellschaftlicher Verortung psychoaktiver Stoffe in der Folge durch standardisierte Verfahren „verdeckt“ wurde (S. 98).

Der folgenden „statistischen Wende“ widmet sich der dritte Abschnitt der Arbeit. Die rasante Entwicklung neuer Psychopharmaka förderte die Etablierung standardisierter Diagnosekataloge und quantifizierender Protokolle. Dieser Prozess wird anhand der Arbeit der deutsch-österreichischen „Arbeitsgemeinschaft für Methodik und Dokumentation in der Psychiatrie“ veranschaulicht. Deren Fokus auf Datenerhebungsprozesse bildete nach Tornay die Basis für die folgende Dominanz der Statistik in der „psychopharmakologischen Logik“ und für die Durchsetzung einer „biomedizinischen Rhetorik“ in der Psychiatrie (S. 213).

Diese statistische Einhegung des „Pharmakon-Personen-Nexus“ ging mit normativen Veränderungen im Zusammenhang mit der Verwendung psychoaktiver Stoffe außerhalb des klinischen Kontextes einher, mit deren Darstellung die Arbeit schließt. Durch den „Psychoboom“ der 1970er Jahre gewann unter anderem der Antidepressiva-Gebrauch große gesellschaftliche und kommerzielle Bedeutung; der subkulturelle LSD-Konsum der 1960er und 1970er Jahre führte zum Ausschluss der Substanz aus der „therapeutischen Sphäre“ (S. 232).

Wenn auch dieser Teil hinsichtlich der außermedizinischen bzw. gegenkulturellen Fassung des „Pharmakon-Personen-Nexus“ eher skizzenhaft bleibt, so schmälert er nicht den Lesegewinn. Angesichts der aktuellen Renaissance von LSD (und *Psilocybin*) als Testsubstanz und ihrer therapeutischen bzw. außertherapeutischen, leistungssteigernden Verwendung etwa durch „Mikrodosierungen“ erscheint der Ansatz der Autorin umso fruchtbarer. Auch liegen im Gegensatz zur „Stoffgeschichte“ in den USA bzw. Kanada kaum Arbeiten vor, welche den historiografischen Blick auf LSD in psychiatrischer Forschung und Therapie im deutschsprachigen Raum lenken. Tornays Arbeit bietet hier einen detailreichen, erhellenden Baustein für das Verständnis der Integration von psychoaktiven Stoffen in die psychiatrische Wissensordnung – wobei die Autorin selbst das wichtige Desiderat be-

nennt, bei zukünftigen Forschungen zum Thema auch auf Selbstzeugnisse von Patienten in den Blick zu nehmen.

Christof Beyer (Heidelberg)

Paul Nolte 2018: *Lebens Werk. Thomas Nipperdey Deutsche Geschichte*. Biographie eines Buches, München: C. H. Beck, geb. 367 S., 9 Abb., € 39,95, ISBN: 978-3-406-72141-0.

Zunehmend behandelt die Wissenschaftsgeschichte nicht mehr nur die Natur- und Sozialwissenschaften, sondern erschließt mit der Geschichtswissenschaft auch eine zentrale geisteswissenschaftliche Disziplin. Gleichwohl gibt es noch wenige Untersuchungen, die genuin wissenschaftshistorische Fragen an die konkrete Produktion geschichtswissenschaftlicher Arbeiten richten. Hier setzt Paul Nolte an und fragt nach den Ursprüngen, den Entstehungsbedingungen und der Fertigstellung der „Deutschen Geschichte“ im 19. Jahrhundert des 1992 verstorbenen Münchner Historikers Thomas Nipperdey, erschienen zwischen 1983 und 1992. Mit dieser Gesamtdarstellung hatte Nipperdey auf über zweieinhalbtausend Seiten ein vielschichtiges Bild des 19. Jahrhunderts und besonders des Kaiserreichs gezeichnet, bei dem es ihm darauf angekommen war, nicht in erster Linie dessen Defizite – gemessen an modernen Maßstäben – zu analysieren, und es auch nicht vorrangig als Vorgeschichte des Nationalsozialismus zu verstehen, sondern der Epoche im Ganzen gerecht zu werden. Mit diesem Werk rückt Nolte eine umfassende Synthese und damit ein eigenes Genre der Geschichtsschreibung in den Mittelpunkt, das immer noch ein wichtiger Maßstab für die Reputation eines Historikers oder einer Historikerin sein kann. Daher erscheint die Rekonstruktion seiner Entstehung aus wissenschaftshistorischer Perspektive als ein vielversprechender Weg, um aktuelle wissenschaftshistorische Fragestellungen an die jüngere Geschichtswissenschaft zu richten.

Dies trifft zu, selbst wenn Nolte für seinen wissenschaftshistorischen Zugriff einen Sonderfall historischer Arbeit wählt. Nipperdeys Werk steht eben nicht für konkrete, archivbasierte, gewissermaßen auch alltägliche Einzelforschung, sondern für eine übergreifende Synthese- und Interpretationsleistung, die sich an eine breitere Leserschaft richtet, aber auch innerwissenschaftlich einflussreich werden soll. In den Naturwissenschaften wäre die – in Fleckscher Terminologie – „Handbuchwissenschaft“ wahrscheinlich am ehesten ein Pendant. Nolte greift für seine Untersuchung zentrale Ansätze der Wissenschaftsgeschichte auf und fragt nach der sozialen Einbettung der Produktion des Werkes, nach der Auseinandersetzung mit Kollegen wie insbesondere dem Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler, nach der Entstehung des Textes selbst, sodann nach seiner Rezeption in der Fachwelt und schließlich nach den Gründen für sein allmähliches Verges-

senwerden. Für sein Vorhaben konnte er den Nachlass Nipperdeys uneingeschränkt benutzen.

Neben einer biographischen Skizze des Historikers rekonstruiert Nolte auf dieser Grundlage dessen Versuche, einen angemessenen Publikationsort für ein zunehmend umfangreiches Manuskript des ersten Bandes zu finden und eröffnet so einen Blick auf die verlegerische und die materielle Seite der Produktion, die von ihrer wissenschaftlichen Seite nicht zu trennen ist. Aus wissenschaftshistorischer Perspektive sind die Kapitel am ergiebigsten, welche die konkrete Arbeits- und Schreibweise des Autors behandeln. Nun verfasste Nipperdey seinen Text ohne Anmerkungen, was Nolte plausibel als spezifische Machtdemonstration deutet, in der die Reputation des Autors allein die Gewähr dafür bot, dass der Text dem Forschungsstand entsprach. Das setzt dem Versuch, Gedankenspurten freizulegen, naturgemäß Grenzen. Gleichwohl lässt sich der Entstehungsprozess der Kaiserreich-Bände recht gut nachverfolgen, da hier zumindest die vielen Überarbeitungsstadien erhalten sind. Auch die Einbindung der Assistenten in die Überprüfung des Geschriebenen und deren – fallweise aufgegriffene – Vorschläge zur Umformulierung werden klar sichtbar. Diese Passagen gehören zu den faszinierendsten von Noltens Buch; sie machen die verschiedenen Stadien des Schreibens vom handschriftlichen Manuskript über das Typoskript bis zur Druckfahne, auch die „soziale Koproduktion“ (S. 182) des Werkes ebenso sichtbar wie die letztlich, ungeachtet der intensiven assistentischen Unterstützung, unzweifelhafte Alleinautorschaft Nipperdeys, der sich zumal im Zeichen einer schließlich unverkennbar tödlich verlaufenden Krankheit eine außergewöhnliche Arbeitsdisziplin abverlangte.

Manche Fragen bleiben freilich offen: Wie sah es insbesondere mit der Rezeption des Werkes nicht nur in Rezensionen aus (das behandelt Nolte), sondern auch mit Blick auf die Wirkung in späteren Darstellungen und Einzeluntersuchungen? War Nipperdeys Auffassung „von der panoramatischen Vielfalt der Geschichte“ (S. 172) an das Genre der Synthese gebunden, oder schlug sich diese Sicht auch in späteren Einzelforschungen anderer Historiker_innen nieder? Und wie stark war die Darstellung einzelner Sachverhalte tatsächlich an den damaligen Forschungsstand rückgebunden? Gewiss wäre die Klärung solcher Fragen mit einem erheblichen Rechercheaufwand verbunden, der wohl erst mit einem Zugriff auf Digitalisate der Buchwissenschaft „Geschichte“ realisierbar erscheint. Daher sind diese Punkte auch nicht so sehr als Monita zu verstehen, sondern sie machen deutlich, dass Paul Nolte ein eindruckliches und anregendes Buch zu den Entstehungsprozessen eines geschichtswissenschaftlichen Werkes geschrieben hat, an das weitere Untersuchungen produktiv anknüpfen können.

Michael C. Schneider (Düsseldorf)